

«Ich denke, dass es unethisch ist ein Kind zu manipulieren.» (González)

Dr. Carlos González - Autorität und Grenzen

Dr. González spricht in seinem Vortrag «Autorität und Grenzen», über veränderte Perspektiven. Er ärgert sich darüber, dass er mehrere Jahrhunderte zurückgehen muss, um Geschichten von Vergebung und Großzügigkeit gegenüber Kindern zu präsentieren. Die modernen Elternratgeber, die von Kindern als Tyrannen sprechen, bedrücken ihn.

«Früher», sagt González, «wusste man, was das normale Verhalten von Kindern ist. Es war kein Problem, sondern aktiver Bestandteil des Lebens. Heute», bemerkt er, «gibt es so viele Kinderpsychologen wie nie zuvor.» Und nie zuvor waren normale Entwicklungen behandlungsbedürftige Krankheiten. Es ist, als hätten Eltern, Erzieher und Experten vergessen, was normal und gesund ist. «Wie kommt das?», fragt er ernst und liefert die Antwort in einem Vortrag über Menschlichkeit und Verantwortung.

Unsere Gesellschaft ist durchzogen von Regeln und Erwartungen. Abweichungen werden zunehmend bestraft. Erziehungsprogramme versprechen bessere Anpassung. Der sanfte Blick auf das Kind ist einer harten Sicht gewichen. Alles, was den Ablauf stört, ist unerwünscht. Im dritten Jahrtausend, in dem Individualität so gern hervorgehoben wird, gilt es zunehmend den vorgegebenen Schablonen zu entsprechen. Wichtige Eigenschaften wie Selbstwirksamkeit, den Umgang mit Verantwortung und Führung lernen wir erst spät.

Viele Menschen machen ihre ersten Erfahrungen mit Führung erst, wenn sie selbst Kinder haben. Sie wissen nicht wie sie gut führen können. Sie kennen vielleicht nicht einmal jemanden, von dem sie es lernen können. Dabei brauchen wir jemanden, der uns zeigt wie gute Führung aussieht. Jemanden, der mehr Autorität hat als wir. «Gott beispielsweise hat große Autorität», sagt González lächelnd. «Er hat nur zehn Gebote erlassen. Auch Könige haben viel Autorität, aber sie erlassen wesentlich mehr Gebote als Gott. Sie legen unter anderem das Steuerrecht und Gesetzestexte fest», erklärt González und stellt fest: «Je weniger Autorität jemand hat, umso mehr Regeln stellt er auf.

Napoleon hatte weniger Autorität als Gott.»

Dennoch: Jeder hat Autorität. Anweisungen, die in der richtigen Art und Weise gegeben werden, werden befolgt. Gegenüber unseren Kindern besitzen wir von Natur aus Autorität - wir sind älter, erfahrener und weiser. «Und zumindest älter bleiben wir ihr Leben lang», meint er. Aber je mehr Regeln wir aufstellen, umso weniger Autorität haben wir. Manchmal führt das dazu, dass ein Kind sich gegenüber einem Polizisten mehr erlauben kann, als in Gegenwart der eigenen Eltern.

Babys wissen, dass ihre Eltern Autorität haben und sie richten sich danach. Empfinden sie etwas als bedrohlich, zum Beispiel den Kinderarzt, wenden sie sich ihren Eltern zu. Sie warten auf ihre Erlaubnis, sich vom Arzt berühren lassen zu dürfen. Erst, wenn die Eltern signalisieren, dass es in Ordnung ist, wendet sich das Kind wieder dem Arzt zu. Ein einfühlsamer Arzt wartet auf diesen Moment, denn es ist ein wichtiges und ganz normales Verhalten.

Genauso normal ist etwas, worüber viele klagen: dass man Kindern wieder und wieder dasselbe sagt. Um dieses Phänomen zu erklären, verwendet González ein Sinnbild aus dem Straßenverkehr: Ein Parkverbot. Deutlich gekennzeichnet mit einem Schild, vielleicht sogar einer Fahrbahnmarkierung und einem Polizisten, der das überprüft. «Nichtsdestotrotz werden etliche Leute dort parken», sagt González, «Entweder weil es ihnen egal ist, weil sie es eilig haben, es übersehen oder vergessen. Es ist also völlig unmöglich ein Parkverbot auszusprechen und zu erwarten, dass es immer befolgt wird.» Niemand kann irgendetwas nur ein Mal sagen und erwarten, dass der andere es sich für immer merkt. «Mit Kindern ist es genauso. Kindern sagt man etwas viele hunderte von Malen, über sehr viele Jahre. Vielleicht merken sie es sich eines Tages.»

Gekicher erfüllt den Raum, als Dr. González etwas anspricht, das alle kennen: Kinder, die etwas Verbotenes vor den Augen der Eltern tun und dabei auch

noch grinsen. Da liegt der Schluss nahe, dass sie böswillig handeln. Schließlich wissen sie, dass das, was sie tun, nicht erlaubt ist. «Fragt euch doch mal, warum sie das tun. Sie wollen niemanden ärgern. Sie wollen besser verstehen», sagt González. Das Kind versucht die Welt und die Regeln um sich herum zu verstehen. Es stellt sich viele Fragen. Zum Beispiel: Wann ist es erlaubt an Wände zu malen? Morgens? Mittags? Vielleicht am Abend? Gilt das Verbot wirklich für jede Wand? Für die in der Küche? Im Wohnzimmer? Im Flur auch? Was ist, wenn ich die Mauer draußen bemale? Das Kind drückt seine Fragen an die Umwelt durch seine Tätigkeit aus. Das Grinsen soll den Eltern zeigen, dass ihr Kind weder gefährlich noch ungehorsam ist. «Menschen, die behaupten kleine Kinder täten so etwas um Grenzen zu testen oder sich durchzusetzen, liegen falsch. Denn sie malen nicht zunehmend mehr, sondern zunehmend weniger an Wände. Am Ende lassen sie es ganz, weil sie verstanden haben, dass es nicht erwünscht ist. Also üben sie die ganze Zeit über besser mit ihren Eltern zu kooperieren», schließt der Kinderarzt und wendet sich einem anderen elterlichen Ärgernis zu: Lügen.

Sein Beispiel erzählt diesmal von einem Jugendlichen, der spät abends nach Hause kommt. Er trifft auf seine Eltern und sagt, dass er in der Bibliothek gelernt habe. Die Eltern ahnen, dass er nicht ganz die Wahrheit sagt. Er weiß, dass die Eltern es ahnen. «Aber nur wenige Eltern würden sagen, dass sie in der Bibliothek anrufen um seine Aussage zu überprüfen.» Die meisten Eltern respektieren die Lüge. «Wenn wir die Lügen eines Jugendlichen respektieren, warum fangen wir dann nicht bereits damit an, wenn die Kinder klein sind», fragt er.

BINDUNG und bindungsorientierte Erziehung (Attachment Parenting)

«Leider», erzählt González, «verstehen viele den Begriff Attachment Parenting falsch. Sie denken, dass sie eine sichere Bindung durch Stillen, Tragen und im Familienbett schlafen garantieren können.» Er schüttelt den Kopf und erklärt

John Bowlbys Bindungstheorie und Mary Ainsworths Fremde-Situation-Test, mit dessen Hilfe sie in den 70er Jahren die Bindungsbeziehung zwischen einem Mutter-Kind-Paar untersuchte.

Kinder zwischen neun und achtzehn Monaten wurden von ihren Müttern in ein Wartezimmer mit Spielecke, wie sie in Arztpraxen üblich sind, gebracht. In Anwesenheit der Mutter sollten die Kinder sich sicher fühlen und die Umgebung erkunden. Das Video einer solchen Testsituation verdeutlicht den Zuhörern, was González meint.

Einige Kinder zeigten nach anfänglicher Nähe zur Mutter ihre Neugierde und erkundeten die Umgebung. Andere interessierten sich nicht für die Nähe zur Mutter. Sie vermieden den Körper- und Blickkontakt, zeigten jedoch ein starkes Erkundungsverhalten. Außerdem gab es Kinder, die kaum Erkundungsverhalten zeigten, dafür stark an der Mutter klammerten.

González verdeutlicht es so: «Wenn nicht auf das Baby eingegangen wird, dann zeigt das Baby vermeidendes Bindungsverhalten. Denn es ist so fürchterlich, nach etwas zu fragen und auf taube Ohren zu stoßen, dass du lernst gar nicht erst zu fragen. Wenn die Hälfte der Zeit auf das Baby eingegangen wird, zeigt das Baby ambivalentes Bindungsverhalten. Meine Mutter reagiert nur die Hälfte der Zeit, denkt es, also muss ich doppelt so viel weinen. Wird immer auf das Baby eingegangen, entwickelt es ein sicheres Bindungsverhalten. Es hat gelernt, dass seine Mutter immer kommen wird, wenn es sie braucht. Also fühlt es sich sicher.» Er fügt hinzu, dass die Attachment Parenting-Szene häufig denkt, nur die sichere Bindung sei eine normale Bindung. Dabei sind alle diese Bindungsverhalten normal.

«Bindung und bindungsorientierte Erziehung sind nicht dasselbe.», betont er und sagt: «Wenn es wirklich gut läuft, kann Attachment Parenting (AP) zu einer sicheren Bindung führen, aber es garantiert nichts.» Ihm ist wichtig, dass die Menschen in der Szene das verstehen, denn es gibt stillende und tragende Mütter, die unsicher gebundene Babys haben. Und Mütter, die weder gestillt noch getragen haben, mit sicher gebundenen Babys. **«Worum es geht ist Aufmerksamkeit. Bindung entsteht durch Aufmerksamkeit»**, sagt er ernst.

Gewöhnung ist ein weiterer Mythos, dem viele ausgesetzt sind, wenn sie bindungsorientiert erziehen. Sätze wie «das Baby wird niemals alleine laufen, weil es sich an das Tragen gewöhnt» und «das Baby wird niemals alleine schlafen, wenn ihr mit dem Familienbett weitermacht», sind typische Sätze, die sogar fremde Menschen an die Eltern herantragen.

Dabei ist der Ausdruck «an etwas gewöhnt sein» ein Begriff, der in der Psychologie eine sehr genaue Bedeutung hat. «Es bedeutet nicht, dass etwas einige Male wiederholtes dazu führt, es lebenslang genauso zu machen. Gewöhnung bedeutet, dass die Reaktion auf einen Reiz gleichbleibt. Erschrecken wir uns, dann zucken wir zusammen. Das ist Gewöhnung», erläutert González den Zusammenhang.

Wissenschaftler nutzen diesen Gewöhnungseffekt, um einen weiteren Test zu entwickeln.

Sie zeigen Babys einen kurzen Film und beobachten die Reaktionen darauf. In dem Film sahen die Kinder eine große und eine kleine Ellipse. Die kleine Ellipse blieb stehen, während die große weiterging. Waren die Kinder mit dem Ablauf bis hierhin vertraut, wurden zwei verschiedene Ausgänge gezeigt. Einmal kam die große Ellipse zu der kleinen zurück, ein anderes Mal lief sie weiter. Unsicher gebundene Kinder gucken wesentlich kürzer hin, als sicher gebundene Kinder. Die sicher gebundenen Kinder wiederum sahen deutlich länger hin, wenn die große Ellipse die kleine allein stehen ließ. Sie konnten das gar nicht fassen. **«Für manche Babys ist die Welt ein glücklicher Ort, an dem die Ellipsen gut sind und sich kümmern. Für andere Babys ist die Welt ein unglücklicher Ort, an dem die Ellipsen sich überhaupt nicht kümmern»**, schließt er den Exkurs in die Bindungstheorie ab.

BELOHNUNGEN und LOB

González erzählt, dass bereits vor 30 Jahren bewiesen wurde, wie unnützlich Belohnungen sind und dass sie menschliches Verhalten nicht dauerhaft verändern. Der damalige Versuch fand in einer Fabrik statt. Erwachsenen Arbeitern wurde eine Belohnung in Form einer Geldprämie in Aussicht gestellt, wenn sie mehr arbeiteten. Sie arbeiteten tatsächlich mehr, allerdings sank die Arbeitsleistung erheblich, sobald keine

Belohnung zu holen war. Die einzige Möglichkeit, die Arbeitsleistung hoch zu halten, war die Belohnung dauerhaft in Aussicht zu stellen. Allerdings ist das keine Belohnung mehr, sondern eine Gehaltserhöhung.

Er meint, dass Belohnungen nicht nur unnötig, sondern sogar bedeutungslos sind. Denn gute Dinge sollten einem Kind stets und unabhängig vom Verhalten gegeben werden. Schlechte oder schädliche Dinge sollten einem Kind niemals gegeben werden. Also kommen für Belohnungen nur Dinge in Frage, die weder gut noch schlecht sind. Neutrale Dinge. Bedeutungslose Dinge.

Außerdem verringert eine Belohnung den moralischen Wert einer Handlung. Nur unerwartete Belohnungen können das Verhalten verändern. Sie verringern auch nicht den moralischen Wert der kindlichen Taten. Sie verringern den Wert der elterlichen Handlungen. Denn, wenn die Eltern sagen, dass sie etwas mit dem Kind unternehmen, weil es gute Noten hatte, sagen sie auch, dass sie diese Unternehmung nicht machen würden, wenn die Noten schlecht gewesen wären. Ist das etwas, das Eltern gern vermitteln wollen? Natürlich nicht.

Eltern können ihre Wertschätzung anders ausdrücken. Sie können feststellen, dass das Kind viel für die Schule tut und vorschlagen in der Freizeit einen gemeinsamen Ausflug zu machen. Das ist keine Belohnung, weil die Eltern diesen Ausflug machen wollen, um Zeit mit ihrem Kind zu verbringen. Wieder hat er ein Beispiel für seine Zuhörerinnen parat:

«Denken Sie mal an ihren Mann. Er kommt von der Arbeit nach Hause und teilt Ihnen mit, dass er mit Ihnen ins Kino geht, weil Sie so gut gekocht haben. Freuen Sie sich?

Und dann entdecken Sie in seinen Unterlagen einen Artikel, der sagt, dass ein Wissenschaftler herausgefunden hat, dass Ehefrauen besser kochen, nachdem man sie ins Kino ausgeführt hat. Was denken Sie jetzt? Freuen Sie sich immer noch?»

Ähnlich wie mit den Belohnungen verhält es sich mit dem Lob. González unterscheidet hier jedoch zwischen dem Lob der Person, des Ergebnisses und des Prozesses.

Eine Person zu loben ist schlecht. Wird jemand gelobt, weil er etwas gut kann,

dann will er gut darin bleiben, weil er befürchtet das Ansehen seiner Lehrer oder Eltern zu verlieren. Er wählt also leichte Aufgaben, von denen er weiß, dass er sie erfolgreich abschließen kann, anstatt sich schwierigeren Aufgaben zu widmen, bei denen er einen Misserfolg erleben könnte. Dabei sind die schwierigeren Aufgaben die spannenden. Es sind die Aufgaben, die ihn weiterbringen und sie zu lösen ist wesentlich interessanter.

Ein Ergebnis zu loben mag manchmal okay sein. Es birgt eine ähnliche Gefahr wie das Loben der Person, nur geht es diesmal nicht primär darum das Ansehen bei den Eltern hoch zu halten. Verunsicherung oder Angst davor zu Versagen sind jetzt die Motivatoren für die Wahl leichter Aufgaben. Das Ergebnis soll wieder gelobt werden. Wird es das nicht, stellen sich Zweifel ein.

Einen Prozess zu loben ist in Ordnung. Das erkennt die in die Leistung geflossene Arbeit, Zeit und den Verzicht auf anderes an. Es wertschätzt von der Person entwickelte Fähigkeiten, die über das Ergebnis hinausgehen.

VERGEBUNG und EINFLUSSNAHME

«Die Fähigkeit zur Vergebung ist uns weitgehend abhandengekommen», ärgert sich González und erzählt die Geschichte vom verlorenen Sohn. Der Ältere von zwei Söhnen arbeitete hart, half seinem Vater und dem Familienbetrieb zuverlässig und gut. Der Jüngere tat nichts, ließ sich sein Erbe, also die Hälfte des Vermögens, auszahlen und verprasste es mit der damaligen Version vom Party machen: sich und seinen Freunden Wein und Prostituierte finanzieren.

Völlig verarmt kam er zu seinem Vater zurück und wollte wieder in den Haushalt aufgenommen werden. Er wusste, dass er einen großen Fehler gemacht und sich furchtbar verhalten hatte. Also wollte er nicht als Sohn angesehen werden, sondern bat um eine Stelle als Diener.

«Der Vater hätte jetzt mit Konsequenzen, Strafen, Ironie oder Sarkasmus antworten können. Er hätte seinen Sohn verjagen und demütigen können», sagt González. Stattdessen entschied er sich dafür, seinem Sohn zu vergeben. Er nimmt seinen Sohn wieder in die Familie auf und gibt ein großes Fest, voller

Freude, dass sein verlorener Sohn wieder zurück ist.

Aber der ältere Sohn, der auch ohne seinen Bruder weitergearbeitet hatte und stets gehorsam war, hörte davon und weigerte sich vor Wut das Haus zu betreten. Er wollte nicht an dem Fest teilnehmen, denn in seinen Augen handelte der Vater ungerecht.

«Wieder hätte der Vater mit Gewalt reagieren können. Er hätte seinen älteren Sohn ins Haus zwingen oder seine Diener schicken können um ihn zu holen», erzählt González. Stattdessen ging er zu seinem Sohn hinaus und sprach mit ihm. Er erklärte seine Entscheidung und auch die Tatsache, dass diese keine Auswirkungen auf das Ansehen und Erbe des Älteren haben werde. Das stellte den Bruder zufrieden.

«Was lernen wir aus dieser Geschichte? Zum einen, dass es wirklich traurig ist, eine so alte Geschichte heraus suchen zu müssen, um Vergebung zu erklären. Die modernen Erziehungsratgeber bieten nämlich nichts dergleichen an. Sie sprechen nur von Strafen, oder beschönigt, von Konsequenzen. **Dabei ist es die elterliche Pflicht für die Sicherheit unserer Kinder zu sorgen. Unsere Verantwortung ist es, dafür zu sorgen, dass unseren Kindern nichts Schlechtes widerfährt.** Deswegen müssen wir Lösungen finden, bevor schlimme Dinge passieren.»

Zum Abschluss des Vortrags stellt Dr. González einen letzten Versuch vor. Dieser wurde von John Unger Zussman 1980 publiziert und stellt wieder einen Situationstest von Eltern-Kind-Paaren dar. Nur sollte dieses Mal das elterliche Verhalten beobachtet werden:

20 Mütter und 20 Väter wurden mit ihren beiden Kindern, wovon eins ein Kleinkind, das andere ein Vorschulkind war, ins Labor gebracht. Die Eltern dachten, dass ihre Kinder beim Spielen beobachtet werden sollten. In Wirklichkeit jedoch, ging es darum zu untersuchen, wie sich konkurrierende kognitive Tätigkeiten auf das elterliche Verhalten gegenüber den Kindern auswirken. Eine Gruppe Eltern erhielt also Denkaufgaben, deren Lösung als sehr wichtig galt. Die Kontrollgruppe bekam keine extra Aufgaben.

Die kognitive Aufgabe hatte große Auswirkungen auf das elterliche Verhalten den Kindern gegenüber: binnen der 10

Minuten, die der Test andauerte, wurden positive Reaktionen, wie Interaktion, Ansprechbarkeit, Unterstützung und Stimulation dem Vorschulkind gegenüber entzogen. Negative Reaktionen, wie Einmischung und Kritik/Strafe gegenüber den Kindern stiegen an. Außerdem ließen sich die Eltern verschiedene Strategien zur Konfliktbewältigung einfallen. Sie schlugen zum Beispiel andere Aktivitäten vor oder gaben die Verantwortung für das jüngere Kind an das ältere Kind ab. [Zussman, John U., Child Development 1980, 51:792-800.]

Dieser Test zeigte vor allem eines: Normale Eltern, also Eltern ohne spezielle Ausbildung, wenden sich bei 1-6-jährigen Kindern einmal pro Minute und bei 3-7 jährigen Kindern einmal alle 2 Minuten dem Kind freundlich zu. Abgelenkte Eltern schimpfen mehr oder geben die Verantwortung ab.

«Das Problem ist nicht der Fernseher, sondern Eltern, die auf den Fernseher gucken und nicht mit ihren Kindern reden oder interagieren», schlussfolgert González.

Um zu verdeutlichen, welchen großen Einfluss die elterliche Begleitung auf die Kinder hat, zitiert González eine Studie von Johnson (2011), die das Erziehungsverhalten der Eltern und dessen Auswirkungen auf die Kinder bis ins Erwachsenenalter untersucht. Positives Verhalten, d.h. Eltern, die ruhig statt reaktionär waren, eine gute Meinung von ihrem Kind hatten, ihre Aufmerksamkeit und Zuneigung zeigten, die in guter Kommunikation mit dem Kind standen, gemeinsam freudige Aktivitäten und viel Zeit verbrachten sowie vom Kind als gutes Vorbild betrachtet wurden, nicht auf Strafen aus waren, freundlich mit ihrem Kind sprachen und dessen Autonomie förderten, half den Kindern enorm dabei als Erwachsene ein gutes Leben zu führen. [Johnson JG et al., Can J Psychiatry 2011, 56:447-56.]

Oder, in González Worten: «Wenn eine 16-jährige sagt, dass du wundervoll bist, und es ernst meint, dann ist das, weil du wundervoll bist.»

Alexa Waldschmidt-Battenberg
AFS-Stilberaterin

